

Marceline Loridan-Ivens
Liebe im Schatten von Auschwitz

Marceline Loridan-Ivens, 1928 als Marceline Rozenberg geboren, wurde im März 1944 mit ihrem Vater nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Am 18. September 2018 starb sie in Paris. Sie war Schauspielerin, Drehbuchautorin und Regisseurin.

Zuletzt von ihr erschienen: »Und du bist nicht zurückgekommen«, Berlin 2015.

Titel der Originalausgabe: »L'amour – après«, Paris 2018

© Éditions Grasset & Fasquelle, 2018

Edition
TIAMAT

Deutsche Erstveröffentlichung
Herausgeber der Reihe Critica Diabolis:

Klaus Bittermann

1. Auflage: Berlin 2025

© Verlag Klaus Bittermann

Grimmstr. 26 – 10967 Berlin

Alle Rechte vorbehalten

www.edition-tiamat.de

mail@edition-tiamat.de

Buchcovergestaltung: Felder Kölnberlin Grafikdesign

Druck & Bindung: cpi books GmbH Leck

ISBN: 978-3-89320-334-5

Marceline Loridan-Ivens

mit Judith Perrignon

Liebe im Schatten von Auschwitz

Aus dem Französischen von
Barbara Heber-Schärer



Critica
Diabolis
345

Edition
TIAMAT

»Ein nicht gelebtes Leben ist eine Krankheit,
an der man sterben kann ...«

C. G. Jung

In Jerusalem habe ich das Augenlicht verloren. Das hatte nichts mit Gott zu tun, ich bin nicht gläubig. Aber es ist nicht irgendwo oder in irgendeiner Umgebung passiert, sondern dort, einfach so, auf einen Schlag. Und ich konnte nicht anders, als einen Sinn, ein Zeichen darin zu suchen. Ich suche immer noch.

Ich signierte gerade mein letztes Buch, als die Frau, die es mir gereicht hatte, sagte: »Entschuldigen Sie, aber Sie schreiben immer auf derselben Linie.« Ich blickte auf, ich sah sie nicht, ebenso wenig wie die Schlange der Menschen hinter ihr, mit meiner und meines Vaters Geschichte in den Händen. Ich saß im Dunkeln.

Wir sind überstürzt nach Tel Aviv zurückgefahren. Ich spürte, dass ich so nicht leben wollte, dass ich lieber Schluss machen und sterben würde, aber das war mir nicht anzusehen, glaube ich, ich versteckte es und verschob meinen Selbstmord auf später, man kommt nicht nach Israel, um zu sterben. Ich musste weitermachen wie immer. In meinem Hotelzimmer angekommen, zündete ich mir einen Joint an, dann noch einen. Meine Freundin

Annette war bei mir, ich sprach mit ihr über meine Namen, und dass der wichtigste von allen, Rozenberg, zu meinem großen Bedauern hinter den Familiennamen der Männer verschwunden ist, die ich geliebt oder geheiratet habe. Vielleicht war das eine Art, meine Geschichte rückwärts aufzurollen, da ich sie ja für abgeschlossen hielt, aber ich war nicht melodramatisch, glaube ich, das Gras tat sein Werk, entspannte mich. Plötzlich gingen alle Lichter aus, im ganzen Hotel herrschte Finsternis, zumal es draußen Nacht geworden war. Und sehr schnell war klar, dass ich daran schuld war: meine Raucherei hatte den Alarm ausgelöst. Im Zimmer nebenan und in den Fluren Erregung, um nicht zu sagen Empörung. Ich ging hinaus, weniger panisch als die anderen, ich war ihnen etwas voraus in der Dunkelheit. Kichernd, ja jubilierend stammelte ich ein paar Entschuldigungen: Das Hotel hatte sich mir angepasst, ich hatte ihm einen strengen Shabbat aufgezwungen, den ich gar nicht einhalte. Jammerte denn ich, die ich für den Rest meiner Tage der Dunkelheit verheißen war?

Am nächsten Tag im Tel Aviver Krankenhaus beruhigte man mich nicht. Aber wie am Tag zuvor habe ich nicht geschrien, nicht geweint, ich ging, umgeben von meinen Freunden, geschockt, dass ich nichts mehr sehen konnte, und sagte, ich hätte Lust, ins Bergounia zu gehen und frittierte Calamari zu bestellen. Dort sind sie zart, ganz anders als die, die man in Frankreich serviert bekommt, sie erinnern mich an die Sonntage meiner Kindheit, als meine Eltern mit uns aufs Land fuhren, um frittierte Calamari zu essen.

Ich trank Wein zum Fisch. Sehr schnell war ich beschwipst, stand auf, ging nach nebenan und bahnte mir einen Weg durch die Menge, es roch nach Cannabis, Jugend und Trunkenheit.

– Können Sie mir etwas abgeben? Ich tastete mich vorwärts, die Stühle an der Bar waren so hoch, dass sie mir fast bis zur Nase reichten, ich berührte die Leute, sie reichten mir ihren Joint, ich zog daran, gab ihn zurück, ich brachte sie zum Lachen, aber in mir hatte ein Countdown begonnen: So werde ich nicht leben. Es war wie ein letzter Akt und gab mir eine unglaubliche Kraft. Plötzlich stieß ich gegen einen Mann, ich weiß noch, dass ich zuerst seine Muskeln spürte und dachte, er ist jung, er hatte den straffen Körper eines Arbeiters. Wie zu meiner Hilfe setzte die Musik ein, der junge Arbeiter und ich fingen an zu tanzen, vielleicht hatte ich ihn aufgefordert und ihm keine Möglichkeit gelassen abzulehnen, ich weiß es nicht mehr. Andere um uns herum tanzten schon.

– Sind Sie Jude?, fragte ich ihn.

– Ja.

– Woher kommen Sie?

– Ich bin Libanese.

Wir tanzten. Ich in der Dunkelheit an ihn geklammert. Meine Schritte in den seinen. Er sah meine Nummer.

– Du warst dort?

– Ja.

– Wie alt warst du?

– Fünfzehn.

Wir tanzten Tango.

– Das Furchtbare ist, dass es mit mir gehen wird. Es wird verschwinden.

Wir tanzten weiter.

– Weißt du, dass Kinder oder Enkel von Deportierten sich die Nummer ihrer Eltern eintätowieren lassen?

– Ja, ich weiß.

Wir tanzten immer noch.

– Dann gebe ich dir diese Nummer. Ich habe keine Kinder. Ich werde bald sterben, aber ich will nicht, dass diese Geschichte mit mir stirbt. Nimm die Nummer und schreib sie dir auf den Arm.

Wir blieben stehen. Eine junge Frau streifte mich. Bei der Berührung ihres Kleids erriet ich, dass sie gut angezogen war, ganz chic.

– Möchten Sie auch meine Nummer? Ich kann sie nicht nur einem Mann geben, ich bin eine Frau. Ich muss sie einer Frau geben.

Sie ging und holte Papier. Ich schrieb, so gut ich konnte, 78750, die Nummer, die die Nazis mir eintätowiert hatten, und zeichnete den halben Davidstern, den wir tragen mussten. Was haben sie hinterher damit gemacht? Keine Ahnung. Es war Shabbat. Ich tanzte weiter im Dunkeln. Trunken vor Kummer. Trunken von mir selbst. Ich bin ein Mädchen aus Birkenau, und ihr werdet mich nicht kriegen.

– Du hast gegessen, du hast getrunken. Dann bist du aufgestanden, in die Bar nebenan gegangen, du wusstest, dass dort gekifft wird. Du warst sehr heiter, in Gedanken ganz woanders, schwebtest allein in den Wolken. Du hast den ganzen Raum erobert. Nicht überraschend, wenn man dich kennt.

Jean-Pierre war an jenem Abend in Tel Aviv dabei, ich hatte gewollt, dass er mich begleitet und Israel kennenlernt. Jetzt sitzt er hier bei mir. Er hat eine Portion in Zeitungspapier gewickelte heiße Marroni mitgebracht, die er vor der Kirche Saint-Germain gekauft hat. Ihr Duft kommt geradewegs aus einem anderen Jahrhundert, dem unseren, als wir jung waren und uns liebten. Saint-Germain war damals der Ort, wo sich Ideen, Literatur und Musik, Prominente und Verirrte und schwarze amerikanische Künstler mischten, die sich hier wohler fühlten als in ihrer Heimat, wir lebten draußen, setzten uns aufs Geratewohl auf Caféterrassen, sicher, dort Freunde zu treffen und mit ihnen zu beratschlagen, was wir danach

machen wollten. Leute, die sich treiben lassen, finden sich schnell, sie müssen sich nicht verabreden.

Jean-Pierre war achtzehn, noch minderjährig, und studierte an der Sorbonne, ich war eine dreißigjährige, frisch geschiedene junge Frau, die nach der Arbeit dort hinkam. Ich war Interviewerin für eine Firma für angewandte Psychosozio-logie, die mich pro Interview und die inhaltliche Auswertung bezahlte, eine Art Beraterfirma, wie sie damals zuhauf florierten und die meist nichts anderes waren als Agenten der entstehenden Konsumgesellschaft. Anfangs hatte ich das Hektographiergerät bedient, das heißt, ich stand ganz unten auf der Lohnskala, aber zufällig traf ich Emeric Deutsch dort wieder, einen geflohenen ungarischen Juden, der nach dem Krieg sonntags bei meiner Mutter gegessen und den ich ganz aus den Augen verloren hatte. Jetzt war er hier Direktor. Sehr schnell bat ich ihn, mich Interviews machen zu lassen, das war besser bezahlt. Er war nicht begeistert, ich hatte keinerlei Diplom, keinerlei Ausbildung, nichts, aber ich blieb hartnäckig und erklärte, ein ehemaliger jüdischer Widerstandskämpfer aus Ungarn könne das einer ehemaligen Auschwitz-Insassin nicht verweigern. Schließlich ließ er mich einen Versuch machen, ich sollte den Tabakkonsum in abgelegenen Ecken untersuchen. Ich hatte keinerlei Plan im Kopf, aber Spontaneität und Empathie für die Leute. Ich bin Interviewerin geworden, und sobald ich mit der Arbeit fertig war, sauste ich nach Saint-Germain-des-Prés, wo ich inzwischen bei Einbruch der Nacht, im Schein der Laternen und Bistrots, Stammgast geworden war. Ich zog mich nicht schwarz an wie die

Mädchen im Viertel, ich betonte mein rotes Haar mit Kleidern und Hosen in lebhaften Farben, ich brauchte es, aufzufallen, dass man sich um mich scharte, mich akzeptierte. Und ich fragte jeden Künstler und Intellektuellen im Umkreis, was ich lesen sollte. Gracq? Ich schrieb es auf und kaufte. Faulkner? Okay. Die Listen von Autoren und Werken, nach Epochen und Ländern geordnet, auf losen Blättern und in kleinen Spiralheften habe ich immer noch. Ich baute mir eine imaginäre Bibliothek auf, ein wenig so, wie man seinen Weg pflastert. Durch die Deportation war ich auch aus der Schule gerissen worden, und ich vertiefte mich lieber in das, was ich nicht gelernt hatte, als in das, was ich erlebt hatte. Ich hielt mich an Leute, die jünger waren als ich, an eine Generation, die neugieriger war auf den Krieg als die meine, die ihn lieber vergaß. Brecht war gerade gestorben. Der Algerienkrieg ließ die Idee des Widerstands wieder aufleben. Ich versteckte meine Nummer unter langen Ärmeln, aber ich zog die Schuhe aus, als ein Mädchen mich fragte, ob ich nicht ein Horn an den Füßen hätte wie alle Juden. Ich war unlösbar mit dieser Geschichte verbunden. Und auf gewisse Art berieten und beschützten mich viele in meiner Umgebung. Sie redeten nicht mit mir über meine Deportation. Ich war für sie die Glut inmitten der Asche. Allein dadurch gab ich ihnen Sicherheit. Und umgekehrt. Auf der Skala der menschlichen Beziehungen gab es nur Bekannte, Freunde, mögliche und unmögliche Lieben. Spürten sie so stark wie ich die Sinnlosigkeit ihres Lebens? Sie irrten gleichgültig von einem Café ins andere und gaben sich ein beschäftigtes und wichtiges Aussehen.

Was erhofften sie? War dies ihre Zuflucht? Ihr Hauptquartier? Georges Perec und sein Freund Roger Kleiman ließen sich im *Petit Suisse* nieder, einem Bistrot hinter dem Odéon-Theater. Sie drängten mich lange, wieder zu lernen und das Abitur nachzuholen. Sie stellten mir Jean-Pierre vor, der als Philosophielehrer in mein Leben trat.

– Ich weiß noch, dass Perec sehr empfänglich war für deine Geschichte. Aber kontaktiert hat mich Roger Kleiman. Ich studierte Philosophie an der Sorbonne. Er sagte, es sei wichtig für dich, aber zugleich warnte er mich vor deiner Neigung, die Männer anzumachen. Ich schwor, da könne gar nichts passieren, du warst zu alt! Doch es ging ganz schnell. Du hast eine Atmosphäre der Verführung geschaffen. Ich bereitete den Unterricht sehr gründlich vor, und du kamst ganz unbekümmert. Ich glaube nicht, dass du wirklich Lust hattest zu lernen, in Wirklichkeit amüsierte dich das alles.

– Das ist nicht wahr. Aber ich verstand kaum die Hälfte von dem, was du gesagt hast.

– Erinnerst du dich, dass du einmal Merleau-Ponty angerufen hast?

– Nein.

– Ich hatte eine Hausaufgabe korrigiert, die ich dir gegeben hatte, ich hatte die Kopie dabei, um dir einiges dazu zu sagen, und du hast ihm laut meine Korrekturen vorgelesen, um dich über mich lustig zu machen und mir zu zeigen, dass du echte Philosophen kennst. Ich war fiebrig vor Nervosität.

– Er war doch schon tot, Merleau-Ponty, oder?

– Nein, noch nicht, und ich habe nie vergessen, was er dir bei dem Anruf gesagt hat: Er ist sehr gut, dieser Lehrer. Du hattest keinen Grund, dich über das Niveau zu beklagen.

– Nein. Das Niveau war perfekt.

– Aber du hattest anderes mit mir vor. Du hast mich angemacht.

– Du hast dich anmachen lassen.

– Du bist ganz direkt vorgegangen, sogar auf einen Schemel gestiegen, um mich zu küssen.

Ich erinnere mich nicht, auf den Schemel gestiegen zu sein. Oder Merleau-Ponty angerufen zu haben. Es ist komisch zu hören, wie man in den Erzählungen und Erinnerungen anderer gehandelt hat. Ich sehe so aus, als hätte ich keine Angst. Und sicher verhielt ich mich sprunghaft, aber das war mir nicht bewusst. Ich suchte in den Blicken der anderen mich und wollte nicht meine verlorene Seele darin sehen. Was eine verlorene Seele ist? Eine, die im Dunkeln tappt, auf den Straßen der Erinnerung. Damit keiner sie sieht, muss man sich verrückt verhalten.

Ich habe nie Abitur gemacht, es auch nicht nachgeholt, und nie studiert. Meine Geschichte mit Jean-Pierre hat sich lose hingezogen, es gab Pausen, auch Politik. Die fünfziger Jahre gingen zu Ende, die verrückten Sechziger kündigten sich an. Zusammen schlossen wir uns dem Netz von Francis Jeanson an, das die Hilfe für die algerischen Unabhängigkeitskämpfer organisierte, das klandestine Abenteuer stärkte unsere Beziehung, die doch in allem gegen die Konvention verstieß, mit den

zehn Jahren Altersunterschied ebenso wie mit unserer Militanz. Er ist aus seinem Studentenzimmer zu mir gezogen. Er war Verbindungsmann, brachte Schreiben nach Deutschland und lotste Algerier über die Grenze, mit denen er sich auf einer Landstraße traf, mit offener Motorhaube, als hätte er eine Panne. In meiner Wohnung wurde das Geld gezählt, Millionen, Bündel von Scheinen lagen auf den Tischen und auf meinem Bett. Einmal fand um sechs Uhr morgens eine Durchsuchung statt, die Polizei fand nichts außer dem Buch von Henri Alleg, *La Question (Die Folter)*. Ich weiß noch, dass einer im Regenmantel zu mir sagte: »Sie sind Jüdin. Sie werden sehen, dass sie sich eines Tages gegen Sie wenden.« Ich wurde stundenlang verhört, aber es war ihnen unmöglich, mich ins Gefängnis zu sperren. Nicht ein Mädchen aus Birkenau.

– Dieses Netz war ein Remake der Résistance. Das war stimulierend, es hat unsere Beziehung gewürzt. Einmal haben sie angefangen, mich zu suchen, mir drohten zehn Jahre Gefängnis vor dem Militärgericht am Boulevard Raspail. Also versteckte ich mich zwei Monate lang in Belgien. Dadurch hat sich unsere Beziehung gelockert, und du warst eifersüchtig und hast mir das Gesicht zerkratzt, als du entdecktest, dass ein anderes Mädchen bei mir gewesen war.

– Damals hatte ich eine bestimmte Vorstellung von Treue. Und du warst ein Schürzenjäger.

– Als ich zurückkam, waren wir noch zusammen. Aber unsere Beziehung hat unter meiner Unbeständigkeit,

meiner Untreue gelitten. Manchmal zog ich zwei Wochen ins Hotel, dann kam ich zu dir zurück.

– Ich war sehr verliebt, wir hatten eine sehr enge Beziehung, ich hab mich nie von dir gelöst.

Er im übrigen auch nicht, denn er ist immer noch da. Aber er hat mich verlassen. Das hat mich fast umgehauen, ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten, nicht einmal vor der Kamera von Jean Rouch und Edgar Morin, die damals mit uns und anderen *Chronique d'un été* drehten, ein rasch verschwundener, aber inzwischen Kult gewordener Cinéma-Vérité-Film. Ich hatte den Film begeistert begonnen, ich war darin, was ich auch im Leben war, Interviewerin, ich hielt den Parisern ein Mikro vor die Nase und fragte: »Sind Sie glücklich?« Die Frage kam etwas zu früh, bald darauf würde sie ständig gestellt und schließlich als schlechter Werbeslogan enden, aber damals stellten die Menschen sie sich nicht, nicht so, sie wurstelten sich zwischen frohen Momenten und Schicksalsschlägen durch, und ich tat es wie sie. Es war eine gefährliche Frage für mich. Bin ich glücklich? Kann ich eines Tages glücklich sein? Die Frage drohte mich umzuhauen. Ja, der Film hat wie eine Falle auf mich gewirkt und das Mikro gegen mich selbst gewendet. Und da habe ich von meiner Deportation, vom Tod meines Vaters gesprochen, ich hab meine Nummer in die Kamera gehalten und geweint, weil Jean-Pierre mich gerade verließ. Bei der Montage wurde einiges weggelassen. Doch während der Dreharbeiten war meine Rüstung gefallen. Ich hatte eine Leinwand gefunden, der ich mich anvertraute. Ein Double.